

Vom Grund der Familie

Andreas Mühe im Gespräch mit Udo Kittelmann

Udo Kittelmann: Grundsätzlich interessiert mich immer, warum einer glaubt, das werden zu müssen oder zu wollen, was er dann wird. Warum hast du dich für das Medium Fotografie entschieden?

Andreas Mühe: Ich bin nicht gerne zur Schule gegangen, und die Eltern waren darauf bedacht, dem Jungen in den Wirren der Neunzigerjahre irgendetwas aufzuzeigen. Für mich war immer ganz klar, dass ich nie ans Theater gehen und nicht vor einer Kamera stehen werde, und trotzdem hatten gewisse Dinge immer Einfluss. Jetzt ist es ganz leicht zu sagen, zuhause standen viele Bühnenbilder, oder es waren ständig irgendwelche Theaterleute da. Man kann sich das jetzt schön herleiten, aber eigentlich war es ganz simpel. Ich habe ein Schulpraktikum bei der Firma PPS gemacht, die F. C. Gundlach gegründet hatte, einem Profi-Farbfotolabor. Da durfte ich fotografieren, die hatten ein Studio, und so hat alles angefangen. Es war also ein schöner Zufall, der ab der siebten Klasse kontinuierlich von mir verfolgt wurde. Ich glaube, ich wollte schon in der neunten Klasse die Schule abbrechen und direkt die Ausbildung machen. Da warnte mich meine Mutter noch, dass ich doch wenigstens einen Schulabschluss machen müsste, und so ist es dazu gekommen. Ich wollte Fotograf werden und betrachte mich bis heute als Fotograf. Über die Jahre haben sich die Arbeitsweise und der Umgang mit Themen verändert, aber ich wollte Fotograf werden und bin Fotograf geworden.

UK: Hat die Fotografie eine Zukunft?

AM: Es gibt kein größeres Massenmedium als die Fotografie. Jeder Betrachter ist dermaßen überflutet, und dieses permanente Geblitze und Gewimmel von Bildern schärft den Blick der Menschen, sich mit Fotografie auseinanderzusetzen, nicht. Ich glaube, es gab schon mal Zeiten, da hatte Fotografie einen höheren Stellenwert und eine höhere Attraktivität. Wir befinden uns in einer Bilderschwemme, einem Bilder-Tsunami. Keiner weiß mehr, was er aufnimmt und was er in die Welt schickt. Die Fotografie ist eher reines Rauschen.

UK: Wie schafft man es dann, aus diesem Einerlei der Fotografie, aus dem Rauschen der Trillionen von Bildern, stilistisch etwas zu entwickeln, das eine Handschrift trägt, die unverkennbar ist, wie in deinem Fall?

AM: Die Herrschaft über die eigenen Arbeitsmittel ist das A und O. Irgendwann habe ich mich auf einen Kameratyp festgelegt. Das war eine Einschränkung. Ich lasse mich auf wenige Arbeitsmittel ein, um damit vielleicht auch mehr zu erreichen. Außer der eigenen Beschränkung der Arbeitsmittel gibt es noch einen weiteren Aspekt, der sich Stück für Stück eingestellt hat. Bis vor zwei Jahren musste ein Bild auch immer von mir ausgelöst sein. Das verändert sich gerade. Die Bilder entstehen vorab, und die Kamera hat mich dazu gezwungen, dass das Bild vorher entsteht. Weil die Kamera, die ich benutze, so unflexibel ist, dass die sonst mögliche Leichtigkeit des Umgangs der Kamera mit dem Objekt verloren geht. Im Gegenzug muss ich alles vorher so konstruieren oder mich so konzentrieren und Dinge vorab umsetzen, dass es dann wieder ganz leicht wird, oder statisch oder egal. Die Kamera ist wie ein Übersetzer, und mittlerweile denke ich manchmal, die Bilder sind alle bereits im Kopf und ich bräuchte nur noch einen Drucker. Das würde vielleicht mein Medium noch mehr vereinfachen. Aber dann gäbe es auch diese vielen Arbeitsschritte bis zum fertigen Bild, die die Fotografie ja ausmachen, einschließlich der sich permanent wiederholenden Selbstbefragung, nicht mehr. In der heutigen Zeit ist ja alles auf diesen Handys: Du löst aus, du schickst es in die Welt, und es ist schon weg. Die klassische Fotografie hingegen: Du löst aus, du hast ein Polaroid, du befragst dich selbst schon beim Schritt des Polaroids. Ist es das, was es ist? Willst du dahin? Danach belichtest du einen Film. Der geht ins Labor. Das dauert heutzutage ein, zwei Tage, früher hat es zwei Stunden gedauert. Aber selbst zwei Wartestunden lassen Zeit, alles wieder zu hinterfragen, sich selbst und was man da eigentlich macht. Und so sind diese ganzen Korrekturschritte. Sie führen, glaube ich, am Ende dazu, dass es vielleicht etwas stimmiger aussieht.

UK: Auf einer atmosphärischen Farbskala von weiß bis schwarz ...

AM: (lacht) Das sind ja beides keine Farben.

UK: Deswegen atmosphärisch und Farbskala. Von weiß bis schwarz würde ich deine Fotografien eher im grauen bis dunklen Bereich ansiedeln.

AM: Da gehe ich mit. Wobei ich vielleicht vorher sagen muss, dass es keine Schwarzweißfotografien von mir gibt, außer vielleicht ein, zwei. Mich hat immer schon Farbe interessiert. Und Schattierungen von Farben, die dann wirklich ins ganz Dunkle abwandern. Es gibt auch oft einen sehr großen Schwarzraum bei mir. Wenn das nicht schwer für die Depression des Künstlers spricht, dann ist es ein Mittel, um den Objekten einen eigenen

Raum zu geben, der vieles offen lässt. Licht kann, wie in der Bildhauerei der Meißel, Dinge hervorzaubern oder auch wieder wegnehmen. Und ansonsten ...

UK: ... ist die Atmosphäre eher dunkel?

AM: Ja, aber das geht in meine Richtung, was Fotografie leisten kann und was ich mit Fotografie verbinde. Sie muss als Erstes immer glaubwürdig sein und als Realität angenommen werden. Dazu kommen dann Suggestion und Subversion. Also, dieser erste Eindruck ist ja nie der, den du siehst. Und vielleicht ist es jetzt bei dieser neuen Arbeit auf die Spitze getrieben mit diesem subversiven Element, das immer drinsteckt. Seit Längerem unterwandere ich meine Bilder. In der letzten Arbeit ist es mehr als deutlich. Und dann mache ich den krampfhaften Versuch, Zeit, verrinnende Zeit, festzuhalten. Das ist traurig und dunkel. Die Zeit rinnt einem so durch die Finger.

UK: Du hast dich in deiner neuen Serie mit deiner Familie oder, genauer gesagt, mit deinen Familien beschäftigt und ihnen einen ganzen – ich nenne ihn jetzt mal – Zyklus gewidmet. Ist es so eine interessante Familie, dass du ihr solch einen großen Rahmen gibst?

AM: Selbstüberschätzung, Größenwahn und Ironie steckt in so einer Arbeit. Und das Hinterfragen des eigenen Egos. Familie kann ein fester Standort und ein Standpunkt sein, aber auch ein Sehnsuchtsort und Fluchtpunkt. Es steckt einfach alles drin. Ich glaube, dass jede einzelne Familie in ihrer Konstellation hochinteressant für jeden Einzelnen ist und in der Lage, Zeitgeschichte abzubilden. Meine Familie erwies sich in der Vorbereitung als recht groß und vielfältig.

UK: Würdest du sagen, du entstammst einer berühmten Familie?

AM: Ich entstamme zwei Familien, mütterlicherseits und väterlicherseits. Nun kann man vielleicht sagen, dass eine dieser beiden Familien im Hinblick auf das, was heute für berühmt gehalten wird, vielleicht berühmter ist. Aber ich denke, beide Seiten der Familienmedaille sind interessant, weil sie deutsche Geschichte der letzten hundert Jahre spiegeln. Was ist passiert in den letzten einhundert Jahren? Man trifft ja mehrere Generationen auf diesen Bildern. Dann trifft man mehrere Generationen im gleichen Alter. Also vergleicht man sich ja vielleicht in der Mitte des Lebens so direkt mit dem, was ist, was war und wo es noch hingeht,

mit den Personen, die es schon gab oder die es schon erlebt haben oder die schon in dieser Mitte ihres Lebens waren.

UK: Begegnet man in deiner Familie auch verschiedenen Mentalitäten?

AM: Ich glaube, man begegnet verschiedenen Lebensauffassungen. Und daraus entstehen dann unterschiedliche Mentalitäten. Trotz der Altersgleichstellung der Toten kannst du auf diesen Bildern verschiedene Zeiten erahnen. Menschen, die um 1920 geboren sind, stehen neben ihren Verwandten, die um 1950 geboren sind. Und wir, die Anfang bis Ende der Siebzigerjahre geboren sind, stehen dazwischen. Was haben wir erlebt? Wovon wurden wir geprägt, und was hat uns vereinigt, oder halt auch nicht? Woher kommt auch die Ablehnung? Was ist Familie, warum so viel Bedeutung? Großer Zirkus am Ende.

UK: Fühlst du dich in deiner Arbeit geprägt durch die Erfahrung von Ost und West?

AM: Ganz sicher, auch wenn ich es ablehnen wollte. Anfang der Neunzigerjahre haben wir mal eine Reise gemacht, ich glaube nach Irland. Es war mir so unangenehm zu sagen, dass ich aus dem Osten komme. Ich glaube, ich ging vorher auch schon eineinhalb Jahre in Hamburg zur Schule. Der Osten war und ist meine Heimat für die ersten zehn Jahre. Wenn du zehn bist und die Mauer fällt, was prägt dich dann? Der Wechsel hat mich als Kind wach gemacht. Ich glaube, mit sieben oder acht Jahren hast du ja einen ersten Teil deiner Entwicklung, die dich prägt, abgeschlossen. Dann bist du schon ein kompletter Mensch. Und es ging für mich in den Neunzigerjahren weiter. Ich hatte das große Glück, noch jung genug zu sein, um in so einem Systemwechsel mitzuwachsen, und das hat diese Zeit besonders spannend gemacht. In den Jahren von 1989 bis 1999 in dieser Stadt aufzuwachsen, die unendliche Freiheit generiert hat und eine unendliche Toleranz allem gegenüber besaß, die wir jetzt schon längst nicht mehr haben, aber mal hatten, das sind Prägungen.

UK: Warum, glaubst du, könnte man an Freiheit verloren haben? Oder an Freiheiten verloren haben?

AM: Ich habe eben ein Interview auf Kulturradio gehört. Eine sehr kluge Frau meinte, dass viel zu viel darüber geschrieben und nachgedacht wird, wie Freiheit zu leben sei. Und in den Neunzigerjahren wurde sie einfach gelebt. Jetzt gibt es für alles Regeln, Gesetze, Bestimmungen, Normen. Jetzt gibt es Debatten, die selbstverständlich aus unterschiedlichsten Richtungen kommen, die bestimmt die Demokratie auch in den Fundamenten weiterbringen.

Aber wir sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht. Und innerhalb dieser Reglementierungen bis ins Kleinste machen große Konzerne ihre eigenen Regeln, und die digitalisierte Welt überwacht den mündigen Bürger, der längst Teil der Überwachung ist.

UK: Würdest du behaupten, dass dieses Gefühl von Verlust, von früher gespürter Freiheit, etwas ist, das sich allgemein gesellschaftlich verändert hat?

AM: Konkreter?

UK: Einfacher ausgedrückt: Glaubst du, dass der Verlust von Freiheit gegenüber einer früheren Zeit zu einem allgemeinen Empfinden einer Gesellschaft geworden ist? Wir sind schon zwei. Gibt es noch einen Dritten, Vierten oder Fünften, der genau so empfinden würde?

AM: Ja, sicherlich. Gott, jetzt schlagen wir ganz große Bücher auf ... (lacht)

UK: Wir haben uns dieser Tage einmal in einem gemeinsamen Gespräch klarzumachen versucht, was du mit dieser fotografischen Serie Mühe und Hahn oder Hahn und Mühe eigentlich gemacht hast. Wir haben mit verschiedenen Begriffen jongliert. Am Ende schien uns der Begriff der „Untersuchung“ ein sehr adäquater zu sein. Was hast du anhand der Fotografien deiner Familie untersucht?

AM: Gegenstand der Arbeit war es, die Glaubwürdigkeit von Fotografie zu hinterfragen. Inwieweit kann man mittels Fotografie den Betrachter bewusst beeinflussen? Wie weit bin ich in den letzten Jahren schon gegangen, wenn ich Fiktion und Wirklichkeit so vermische, dass die Umstände Realität werden, obwohl der Dargestellte möglicherweise gar nicht leibhaftig derjenige ist, der er vermeintlich sein könnte? Wie weit kann ich in diesem Spiel – ist er es oder ist er es nicht? – gehen? Wie sind die Räume, in denen sich Menschen repräsentiert fühlen? Wie kann Fotografie in unserer Zeit gesellschaftliche Prozesse abbilden? Wann und wodurch setzt Vermittlung ein? Wenn ich den Anspruch habe, die Wahrheit darzustellen, brauche ich dann auch die größte Glaubwürdigkeit? Für einen Moment siehst du etwas und denkst: So muss es gewesen sein. Ist das Erhaschen dieses Moments die ersehnte Glaubwürdigkeit? ... Selbst in Zeiten, wo so viel gephotoshopt wird, möchte der Mensch sehen und glauben. Wenn das die eine Richtung der Untersuchung ist, dann ist die Kehrseite natürlich die eigene Befragung zum Stand der Dinge. Am Ende geht es darum, wer man ist und auf welches Rollenmuster man sich einlassen möchte, oder auch nicht. Möchte man sich

mit unangenehmen Fragen, die konkret zu stellen schon Schwierigkeiten bereitet, auseinandersetzen, oder nicht? Und hier wird Fotografie plötzlich so privat und sehr intim.

UK: Was man den Arbeiten ansehen wird?

AM: Ich habe viele Diskussionen in der Familie zu diesem Thema geführt und bin im Umgang mit der Öffentlichkeit selbst ja ganz anders aufgewachsen. Ich glaube, in unserer Familie gab es nie eine Homestory oder etwas in dieser Art. Wenn jemand von diesen Repräsentanten aus der Kunstwelt an die Öffentlichkeit trat, dann geschah das immer in Verbindung mit seinem Produkt, seiner Leistung. Und das hat natürlich erst einmal auch bei meinen Geschwistern ein großes Fragezeichen aufgeworfen, wo denn diese Reise hingehen soll. Sehr schnell war dann wieder klar, dass alles, was ist, ja wieder eine Inszenierung ist. Es geht nicht um die Wahrheit. Ich als Regisseur inszeniere etwas, das zwischen Sehnsucht und Nicht-Stattdafunden schwebt. Und damit konnte ich am Ende auch alle wieder einfangen, die Angst hatten, zu viel preiszugeben.

AK: Und wie ist jetzt die Lage der Familie, nachdem du den Zyklus abgeschlossen hast?

AM: Ich muss etwas zum Ausgangspunkt dieser Idee sagen: Auf der AM-Deutschlandreise machten wir in Essen in der Villa Hügel Station, und ich habe ein Porträt der Familie Bohlen-Krupp-Halbach gesehen und musste darüber schmunzeln, wie sich die Familie darstellt. Es gab so viele Feinheiten, kleinste Verhältnisse über Farbe, Berührung, wer steht wo ... Wie sagt man dazu? Codes! Und die für mich zu entschlüsseln, war der Anfang, mich in Richtung eines großen Familienporträts zu bewegen. Da fing alles an. Zu welchen Anlässen trifft sich eine Familie, und kann man sie ohne so einen Grund zusammenführen? Wo doch heutzutage jeder sein Handy zückt und schnell ein Bild macht. Früher war es so: Hochzeiten, Kindstufen, Einschulungen, Konfirmation, wieder Hochzeiten und irgendwann Beerdigungen waren die Ereignisse, wo die Familie sich traf und wo ein Foto gestellt wurde, um den Moment festzuhalten. Warum man ihn festhält, das kann man in alle möglichen Richtungen drehen. Der Beweis für die Kinder, dass die Kindheit schön war oder dass mal alle da waren ... Und jetzt habe ich ein bisschen den Faden verloren ...

UK: Also noch mal die Frage: Wie ist die Lage der Familie in diesem Moment?

AM: Die Familie kam an Tagen, die ich festgelegt hatte, zusammen, und es gab keine Feier. Am Ende sind sie alle sehr zufrieden und glücklich wieder auseinandergegangen, da wir den Moment gefunden haben, uns in dieser heutigen Zeit, einmal festzuhalten.

UK: Wie würdest du die Lage der Nation beschreiben?

AM: (lacht) In einer Zeit, in der es den Menschen in Deutschland so gut geht wie noch nie – laut Zahlen, ohne Hartz IV –, in einer Zeit, in der so viel getan wird, die Menschen abzulenken und ruhigzustellen auf hohem Niveau, auf allen Kanälen, von der kleinsten Formel bis zum größten Format, Reality TV, über Fußball oder Kultur, liegen ein Raunen und eine ungewisse merkwürdige Stimmung in der Luft, die schwer zu deuten sind. Wobei man sich eher darauf konzentrieren sollte, dass es uns sehr gut geht und wie wir das, was wir haben, sinnvoll auch für die Zukunft erhalten können.

UK: Der Ausstellung wurde der Titel *Mischpoche* gegeben ...

AM: „Mischpoke“, „Mischpoche“. – Der Berliner verwendet diesen Begriff für seine Verwandten, seine Familie und den Clan drum herum sehr gern. Eine Zusammenfassung für die Menschen, die man sich nicht aussuchen kann, sondern mit denen man von Geburt an verbunden ist oder wo man später hineinheiratet. Ja, dieser Titel hat mehrere Bedeutungen. Und „Sippschaft“, eine der möglichen, aber eine eher abwertende Bezeichnung, lässt sich trotzdem auf Familie zurückführen. Der Titel passt nach Berlin, gerade weil er aus dem Hebräischen kommt. Der Berliner geht distanziert und etwas herablassend mit seinem Begriff von Zuhause und Familie um, aber er diffamiert sie nicht, obwohl ihm seine Mischpoke bestimmt auch genügend Kopfzerbrechen und Last bereitet.

UK: Aber es ist immer liebevoll gemeint.

AM: Also, von mir aus ist es immer liebevoll gemeint.